

SONDERZAHL

Aus der Zukunft des Romans

Zur Relevanz des Schreibens

von
Leopold Federmair
und
Olga Martynova

mit Kommentaren von
Peter Henisch, Ferdinand Schmatz,
Robert Stripling und Anna Weidenholzer

SONDERZAHL

Publiziert mit Unterstützung der Kulturabteilung der Stadt Wien,
MA 7 – Abteilung Literatur sowie dem Bundesministerium für Kultur,
öffentlichen Dienst und Sport.

www.sonderzahl.at

Alle Rechte vorbehalten

© 2023 Sonderzahl Verlagsgesellschaft m.b.H., Wien

Schrift: Rotis

Druck: Booksfactory

ISBN 978 3 85449 623 6

Umschlag von Matthias Schmidt

Inhalt

- 7 Vorwort
- 11 Olga Martynova und Leopold Federmair
Korrespondenz
- 63 Anna Weidenholzer
Kommentar
- 71 Robert Stripling
*Zur Zukunft des Romans. Kommentar zur
Korrespondenz von Olga Martynova und
Leopold Federmair*
- 105 Federmair, Martynova, Stripling, Weidenholzer
Mit Stellungnahmen von Peter Henisch
Fortsetzung der Korrespondenzen
- 183 Ferdinand Schmatz
Kommentar zu den Korrespondenzen
- 199 Personenregister

Vorwort

In welchen gesellschaftlichen Räumen können sich zeitgenössische literarische Werke entwickeln, in welchen wirksam werden? Auf welche Weise sind sie gesellschaftlich noch verankert? Gesellschaftlich im weitesten Sinn: in literarischen, künstlerischen, wissenschaftlichen, kulturkritischen, sozialen, politischen Räumen. – Diese Fragen bildeten den Ausgangspunkt der 2019 in der Wiener Alten Schmiede eröffneten Veranstaltungsreihe *Gesellschaftsräume der Literatur*.

Die zentrale Fragestellung unseres Projektes war »Die Zukunft des Romans«, die letztendlich zum leicht abgewandelten Titel des nun vorliegenden Buches führte: *Aus der Zukunft des Romans*. Dieser klingt weniger apodiktisch und macht die doppelte Stoßrichtung des Begriffs »Zukunft« deutlicher: Welche Zukunft hat das Genre Roman? Und: Welche Rolle wird die Zukunft (auch im Sinne von Utopie) in dieser literarischen Gattung *künftig* spielen?

Gebeten, dieses Projekt zu konzipieren, wurde Leopold Federmair. Kurt Neumann, Kurator der Veranstaltungsreihe, begründet diese Auswahl so: »Weil er eine Position einnimmt, die aufgrund seines weitgespannten literarischen und biografischen Erfahrungshintergrundes für die österreichische Gegenwartsliteratur ziemlich einmalig ist. Er ist Übersetzer, faktisch aus allen romanischen Sprachen, aber aus verschiedenen Kulturräumen, einerseits, und andererseits hat er in vielen verschiedenen Ländern Europas gelebt, dann jahrelang in Buenos Aires und seit 2006 lebt er in Hiroshima. Eben eine Ausnahmeerscheinung, damit kann kaum ein anderer Autor der österreichischen Gegenwartsliteratur auf-

warten. Sein eigenes erzählendes Werk changiert programmatisch zwischen Wirklichkeitsnähe und Wirklichkeitsferne, zwischen Erfindung und Dokumentation.«

Leopold Federmair hat nun seinerseits die in Russland geborene, seit 1990 in Deutschland lebende und in beiden Sprachen schreibende Olga Martynova ersucht, mit ihm in Briefform in einen Dialog zu treten (auch wenn dieser per Mail abgewickelt wurde). Ausgehend von einem Memo-Zettel Italo Calvinos mit Vorschlägen für eine Literatur des 21. Jahrhunderts entwickelte sich ein angeregter Gedankenaustausch durchaus entlang der großen Themen und großen Namen der Literaturgeschichte, ohne jedoch in ein Name-dropping zu verfallen und die zentrale Frage der Formsuche und -findung aus den Augen zu verlieren – wenn hier einer Weltliteratur das Wort geredet wird, dann im Sinne von »welthaltig«.

Dieser von Martynova und Federmair in Gang gesetzte *Briefroman* wurde in einer zweiten Phase des Projekts von zwei jüngeren Vertreter:innen der deutschsprachigen Literatur kommentierend fortgeführt: Anna Weidenholzer (knapper) und Robert Stripling (ausführlicher). Dann sollte eigentlich Peter Henisch als Art Supervision in das Projekt eintreten und bei einer Abschlussveranstaltung in der Alten Schmiede sollten alle Teilnehmer noch einmal zu Wort kommen.

Sollten? Ja, sollten! Denn wenn manche Romane den Anspruch erheben, *ein Leben* zu sein, beansprucht manchmal auch das Leben, *ein Roman* zu sein. Mit der Corona-Pandemie und den damit einhergehenden Lockdowns wurde unsere Wirklichkeit(swahrnehmung) einer radikalen Probe unterzogen – man könnte auch sagen: Die Zukunft brach dramatisch und romanhaft in unseren Alltag ein.

Am 22. Juni 2021 konnte das Projekt unter der Diskussionsleitung von Kurt Neumann dann doch noch in der Alten

Schmiede zu einem glücklichen Ende gebracht werden. Zu den vier Protagonist:innen gesellte sich der Dichter Ferdinand Schmatz, der dankenswerterweise für Peter Henisch einsprang und der sich für diese Aufgabe besonders eignet, da er seit einem Vierteljahrhundert der Autor ist, der am neugierigsten die Interferenzräume zwischen Literatur und vielen unterschiedlichen Wissensbereichen frequentiert hat. Diese Veranstaltung kann insoferne als ungewöhnlich bezeichnet werden, weil sie zugleich Resümee und eine Art Arbeitssitzung war, in der das Projekt für die Buchform dokumentiert werden sollte.

Retrospektiv lässt sich mit Kurt Neumann jedenfalls feststellen: »Das Projekt bewahrte bis zuletzt alle Tugenden des offenen Diskurses. Bei kaum einem Themenkomplex sind die Korrespondenzen eigentlich auf einen einhelligen Punkt gekommen. Eine produktive Unruhe durchzieht das gemeinschaftliche Nachdenken vom Anfang bis zum Ende. Keine schlechte Voraussetzung für die *Zukunft des Romans*.«

Hiroshima, 6. Mai 2019

Liebe Olga,

ich hatte ein paar ruhige und abwechslungsreiche Tage, der neue Tenno hat uns einen langen Bogen von Feiertagen beschert. Auch arbeitsreich waren sie, aber dann habe ich den Schlüssel zum Fakultätsgebäude in meinem Zimmer gelassen und konnte zwei Tage nicht an den Computer – auch ein Glück, ich schreibe eh gern mit der Hand. Und heute habe ich einen Einladungstext über Thomas Stangl abgefaßt, der im November zu unserem Seminar über österreichische Gegenwartsliteratur in Nagano kommen wird. Daß ich mich gerade jetzt ein wenig um ihn und seine Arbeiten kümmern darf, kommt mir natürlich gelegen. Eigentlich müßte er einer der Autoren sein, die sich für unsere Frage interessieren könnten. Eine der Eigenschaften, die ich – wie die meisten Leser, wenn man der Literaturkritik trauen darf – bei ihm feststelle, ist Vielschichtigkeit. Das ist zugleich der letzte Punkt in Italo Calvinos kleinem Katalog der Vorschläge für das dritte Jahrtausend, also für die Literatur des Jahrtausends.

Jahrtausend ist schon sehr vollmundig, bei aller Ironie; wer weiß, ob die Menschheit noch zehn Jahrhunderte vor sich hat. Wenn wir bei unserer Frage an das 21. Jahrhundert denken, ist das vergleichsweise bescheiden. Die Zeiten, die Kommunikationstechniken, die Medien und ihr Gebrauch ändern sich viel schneller als zu Calvinos Zeit, er konnte sich das vermutlich gar nicht vorstellen (wer konnte das schon). Aus diesem Grund sollte man das, was man unter Zukunft

versteht, vielleicht bescheidener ansetzen, die Zukünfte werden kürzer sein.

Bei Calvinos Memo-Zettel verspüre ich als jemand, der unweigerlich Widersprüche denkt, also oft in Gegensatzpaaren, sofort das Bedürfnis, dagegenuhalten, also die andere Seite ins Spiel zu bringen, die wir hoffentlich nicht weg-säubern wollen: Schwierigkeit, auch Schwere, und Dichte; Will Self beginnt den Artikel über den Tod des Romans, auf den du mich hingewiesen hast, mit der Lust am Schwierigen – und ich habe gleich an José Lezama Lima gedacht, der ähnlich formulierte (wahrscheinlich klingt auch das, was ich hier schreibe, eher nach Lezama Lima als nach Self). Langsamkeit, wie sie mir von Adalbert Stifter aus dem fernen(?) 19. Jahrhundert vertraut ist. Unschärfe, Dunkelheit, Ambivalenz. Abstraktheit, ja, auch – wenn ich an Musils Essayismus denke. Und, warum nicht, Einfachheit, als Gegensatz zum Komplexen. Den sechsten Punkt hat Calvino nicht ausgeführt, nicht ausführen können, das gewählte Wort ist »consistency« (englisch, er war zu diesem Zeitpunkt in Harvard), auf deutsch Konsistenz, oder auch Kohärenz, *coerenza*, er wird ja italienisch gedacht haben, *after all*. Der Kohärenz könnte man das Disparate gegenüberstellen, das man meines Erachtens in vielen Texten Elfriede Jelineks findet, als vorsätzliche Störung und Zerstörung von Kohärenz. Aus Calvinos Aufzeichnungen geht hervor, daß er zunächst als sechsten Punkt *openness* auf dem Zettel hatte, also Offenheit. Vielleicht waren seine Vorträge in Harvard doch nicht so definitiv, wie er tat, sondern spielerisch, gedankenspielerisch, wie es seinem Temperament und seinem Werdegang entsprach? Es ist zwar nicht durch den Willen des Autors, sondern durch einen Eingriff des Schicksals bedingt, aber auch Calvinos Vortragsserie selbst blieb ja offen. Kann man der Offenheit auch Geschlossenheit entgegensetzen? Herme-

tik, die dem literarhistorischen Konsens nach eine wichtige Strömung der Lyrik charakterisiert, jedenfalls im deutschsprachigen Raum? Ich fürchte, wir sind mit diesen Überlegungen gar nicht im dritten Jahrtausend, sondern immer noch im 20. Jahrhundert. Und erinnere mich an einen Text von dir, wo du beschreibst, wie sich ein Künstler in seinem Werk einschließt – er hat es zu machen, zu fertigen, unabhängig davon, ob er ein Publikum findet.

Trotzdem gehört auch das zu unserem Fragenkomplex, glaube ich, und zu den Gesellschaftsräumen, die Literatur öffnen, aber auch schließen kann. Welche Leser braucht der Roman der Zukunft, der des dritten Jahrtausends? Welche produziert er, bildet er heran? Wenn er überhaupt noch welche produziert. Brauchbare Leser, sozusagen, ein österreichischer Verleger hat das mal auf seine Fahnen geschrieben. Sehr viele solche Leser hat er nicht gefunden. Wir wollen über den Roman reden, aber ich denke auch an die Lyrik, die nicht mehr viele Leser findet, aber viele Macher, viele Produzenten hat (und ich denke, daß wir später auch über das Verhältnis von Lyrik und Erzählprosa reden sollten). Stichwort Poetry Slam, wo Dichtung in eine Event- und Festkultur übergegangen ist. Oder die Äußerung, die ich immer wieder mal höre, Lyrik sei ideal für das Leben mit Internet und sozialen Medien (was für ein Gesellschaftsraum, dieser!). Weil kurz, paßt in ein SMS, rasch zu konsumieren, leicht zu produzieren. Ist das auch eine Art, Calvinos Forderung nach Leichtigkeit umzusetzen?

Ich fürchte, ich taste immer noch zu sehr in verschiedenste Richtungen. Wir werden sie nach und nach zusammenbringen, und auch ausmustern, nicht wahr? Im Moment, am Anfang, möchte ich noch zwei Dinge erwähnen. Das erste, wir beide haben sehr unterschiedliche Biographien und literarische Sozialisierungen. Vielleicht ist das gut so, jeder bringt

seine Welt(en) ein. Die russische Literatur kenne ich wenig, und es ist, trotz aller Öffnungen nach anderen Seiten, für mich doch immer wieder die deutsche Literatur, die mir als Triebfeder dient und als Zuflucht, wenn ich das Bedürfnis nach Vergewisserung oder, warum nicht, nach Trost habe. Öffnungen, das sind für mich auch Übersetzungen, Ausfahrt und Rückkehr, und da wieder bestimmte Autoren, derzeit Riccardo Piglia, der vor anderthalb Jahren gestorben ist. In den nächsten Monaten wird er mir öfters in den Sinn kommen, wenn es um die Zukunft des Romans geht. Wegen seiner Romane, aber auch, weil er viel über diese Frage nachgedacht und ein wenig darüber geschrieben hat. Er war sich dessen sehr bewußt, daß der Roman, und zwar der hochwertige, Balzac und Flaubert usw., als Erzählplattform für ein Massenpublikum im 20. Jahrhundert irgendwann ausgedient hatte und vom Film abgelöst wurde – der nun, sagen manche, von TV- und Internetserien abgelöst wird, vielleicht auch von interaktiven Computergames. Der Roman konnte sich im 20. Jahrhundert spezialisieren und auf die Verfeinerung seiner sprachlichen und erzähltechnischen Möglichkeiten konzentrieren. Das sah Piglia durchaus als Vorteil. Auf die Frage, ob diese Autoren, diese Erzähler nicht auf ein speziell gebildetes Publikum angewiesen seien, auf eine immer kleiner werdende Minorität, bejahte Piglia, wies dann aber darauf hin, daß sie mit zeitlicher Verzögerung eben doch viele Leser fanden. Am signifikantesten wahrscheinlich Kafka, der Millionenbestseller – ein Titel, der überhaupt nicht zu ihm paßt, wenn man ihn so vor sich sieht, seine Tagebücher liest etc. Piglia wies aber auch darauf hin, daß die nordamerikanische Tradition Zugänglichkeit für ein allgemeines Publikum und stets wachsende Kunstfertigkeit zu verbinden verstand (eine Behauptung, die man nicht umstoßen muß, aber einschränken sollte, denke ich).